

Ein Leben mit Schostakowitsch



Foto: Jan Duesing/Brilliant

Seiner Gesamteinspielung der Sinfonien Schostakowitschs, 2003 mit dem Cannes Classical Award ausgezeichnet, lässt **Rudolf Barschai** nun fünf Streichquartette in einer eigenen Orchesterbearbeitung folgen. Werner Pfister wollte mehr wissen: über Barschai, über sein Leben und seine persönliche Beziehung zu Schostakowitsch.

Unter den bedeutenden Dirigenten aus der ehemaligen Sowjetunion ist er der bescheidene, unter den tonangebenden der stille. „Musiker“ steht als Berufsbezeichnung im amtlichen Telefonverzeichnis, und als Allround-Musiker in ei-

nem traditionellen Sinn versteht er sich: als Viola-Spieler, Dirigent und Orchestergründer, Komponist und Arrangeur. Auf dem Flügel im Wohnzimmer liegen voll beschriebene Notenblätter: Barschais eigene Aufführungsversion von Mahlers zehnter

Sinfonie, an der er seit Jahren arbeitet. Denn Barschai ist Spezialist für Rekonstruktionen, lebt gleichsam mit einem Ohr im Jenseits. Er weiß, was fehlt, weiß es manchmal fast genauer als der Komponist selber: „Das klingt ja besser als das Original“, lobte ihn Schostakowitsch, als ihm Barschai seine Orchesterfassung von Schostakowitschs achtem Streichquartett zeigte. Das war 1960 in Moskau.

Doch bis dahin war ein weiter Weg – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Barschai stammt aus dem nördlichen Kaukasus, wo er am 28. September 1924 in Staniza Labinskaya bei Krasnodar geboren wurde. Halb Kosake, halb Jude – „das ist die unmöglichste Mischung“, sagt er und lacht. „Kosaken sind zwar auch Russen, aber spezielle.“ Sein Onkel meldete den neuen Erdenbürger im Stadthaus an und gab ihm auch gleich den Namen: Rudolf. Warum ein deutscher Name? „Weil mein Onkel die deutsche Kultur liebte.“ Mehr liebte als die russische Kultur, denn in der damals noch jungen Sowjetunion war alles im Umbruch begriffen. „Als ich geboren wurde, gab die ‚neuoekonomische Politik‘ die Marschrichtung an, und die Losung hieß: ‚Werdet reich!‘“

Die Bauern wurden angehalten, so viele Kühe zu halten, wie sie nur vermochten. Doch bereits 1928 kam die politische Wende: „Zwangskollektivierungen wurden eingeleitet; wer reich war – und reich war jeder, der mehr als zwei Kühe besaß –, war ein Feind der Arbeiterklasse und musste alles hergeben. Wer dabei Widerstand leistete, wurde entweder erschossen oder in Viehwagen gepfercht und nach Sibirien oder Kasachstan verfrachtet.“ Rudolfs Großmutter besaß sogar zwei Häuser, man denke.

Als ein Verwandter der Familie erschossen wurde, entschloss sich der Vater zur Flucht. Bei Nacht und Nebel fuhr die Familie – Mutter und Vater, Onkel, Großmutter und der kleine Rudolf – mit einem Pferdekarren zur Bahn, dann ging es in tagelangen Irrfahrten nach Taschkent (Usbekistan). „Dort lebten wir am Rande eines Dorfes unerkannt in einem Lehmhaus. Aus Weidenruten hatten wir die Wände geflochten, dann bestrichen wir sie mit Lehm und ließen diesen an der Sonne trocknen.“ Kein Fenster, nur eine Tür und ein Kaminloch. Gekocht wurde auf dem Fußboden.

Der Vater arbeitete als Buchhalter. Jeder war misstrauisch gegen jeden. Noch erinnert

sich Barschai, wie eines Abends seine Mutter beim Kochen weinte. Sie wusste: Noch in derselben Nacht mussten die Barschais ihre Sachen wieder packen und erneut an einen anderen Ort ziehen. „Das ging drei Jahre lang so weiter, ein eigentliches Nomadenleben.“ Irgendwann strandete die Familie in Krasnowodsk am Kaspischen Meer (Turkmenistan) und setzte mit einem Boot nach Baku über (Aserbeidschan). Doch auch hier war man auf die Dauer nicht sicher. Anfang der 1930er Jahre verteilte die sowjetische Regierung Fragebögen an die Bevölkerung; alle

mussten Auskunft geben, man konnte nichts verbergen – man konnte nur fliehen. Vater Barschai erwog 1933, über die Gebirge nach Persien zu gelangen, doch schließlich reiste man über Umwege zu Verwandten nach Kalinin (Twer), etwa 170 Kilometer von Moskau entfernt.

Hier bekam der 13-jährige Rudolf aus der Tagespresse die Schauprozesse mit, die Repressionen gegen die eigenen Parteileute. Und hier durfte er im Kinderchor der Musikschule singen, seine erste Begegnung mit Musik. „Einmal hörte ich vom Korridor der Musikschule aus

CD-Hinweise

Schostakowitsch, 15 Sinfonien; WDR-Sinfonieorchester; Brilliant/Foreign Media 11 CD 6324

Neu

Schostakowitsch, 5 Kammersinfonien; Orchestra di Milano Giuseppe Verdi; Brilliant/Foreign Media 2 CD 8212

Die Sinfonien und Kammersinfonien sind auch in Brillants großer Schostakowitsch-Edition enthalten (vgl. S. 82), zusammen mit Jazz- und Ballettsuiten, Filmmusiken, Klavier-, Violin- und Cellokonzerten, den Streichquartetten und weiterer Kammermusik (27 CD 8128).



Buchtipp

Rudolf Barschai: Der Verlorene Klang. Leben in zwei Welten: Moskaus Goldene Ära und Emigration in den Westen, aufgezeichnet von Bernd Feuchtnet; Foreign Media 2006, 320 S.





Foto: Brilliant

Rudolf Barschai als Dirigent: heute (oben) und einstmals in Moskau.



Foto: Brilliant

hinter einer Tür wunderbar Klavier spielen. Ich legte mein Ohr an die Türe, die gab plötzlich nach, und ich stand im Zimmer. Wie peinlich! Eine Musiklehrerin spielte Beethovens ‚Mondschein-Sonate‘. Wie benebelt eilte ich nach Hause: ‚Papa, kauf mir ein Klavier!‘ Das aber wäre viel zu teuer gewesen – stattdessen brachte ihm der Vater eine Geige, die er auf dem lokalen Markt aufgetrieben

hatte. „Mit der Geige in der Hand stürmte ich zur Musikschule: ‚Ich will Geigenunterricht haben!‘“

Damit nahm eine langjährige Ausbildung ihren Anfang, die ihn letztlich ans Moskauer Konservatorium in die Meisterklasse von Lev Zeitlin führte, dem einstigen Starschüler von Leopold Auer, dem „Vater“ der russischen Geigenschule. Doch nicht als Geiger machte Barschai Fu-

rore, sondern als Bratschist – „weil das Streichquartett-Spielen schon immer meine Passion gewesen war. Gute Geiger gab es genug, aber keine Bratschisten. 1946 gründete ich zusammen mit Rostislav Dubinski das Quartett des Moskauer Konservatoriums, das wir später in Quartett der Moskauer Philharmoniker umtaufen.“ 1955 ging da-

im Sarg, und wir mussten dort ebenfalls spielen. Dann ging es wieder zurück zum Sarg Stalins.“

Bereits 1947 lernte Barschai Dmitrij Schostakowitsch kennen. „Wir studierten damals sein erstes Streichquartett ein. Ich rief ihn an und bat ihn, er möchte uns anhören und seine Ratschläge erteilen. „Wann haben Sie Ihre nächste

„Schostakowitsch hat nie übermäßig gelobt“

raus das legendäre Borodin-Quartett hervor – mit Barschai an der Viola.

Unvergessen für ihn ist der 5. März 1953: Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Stalins Tod. Wie viele andere prominente Musiker – Sviatoslav Richter, Gilels, Oistrach, das Bolschoi- und das Moskauer Rundfunkorchester – wurde auch Barschais Quartett verpflichtet, während dreier Tage am Sarge Stalins zu spielen. Abwechslungsweise in Schichten, von abends bis Mitternacht oder von Mitternacht bis morgens. „Viele Leute weinten am Sarg, einige riefen hysterisch: ‚Stalin, teures Väterchen, warum hast du uns allein zurückgelassen?‘ Plötzlich kam ein Offizier vom politischen Büro und befahl uns: ‚Genossen, packt die Instrumente ein, zieht eure Mäntel an und folgt mir!‘ Wir wurden in eine Ambulanz verfrachtet – jeder private Autoverkehr war verboten worden – und zum Haus des Komponistenverbandes gefahren. Über der Tür stand auf einer großen Affiche: ‚Wir trauern um Serge Prokofjew‘. Er war am selben Tag wie Stalin gestorben. Im Konzertsaal des Hauses lag er aufgebahrt

Probe?‘ – ‚Morgen um neun.‘ – ‚Wo?‘ – ‚Klassenraum Nummer 49.‘ – ‚Gut, ich werde da sein.‘“ Er kam drei Minuten zu spät und entschuldigte sich dafür zehn Minuten lang: schlechtes Wetter, zwanzig Grad minus, alles gefroren, kein Wagen aufzutreiben. Dann hörte er sich die jungen Quartettisten an – und war offenbar zufrieden. „Schostakowitsch hat nie übermäßig gelobt. Das Allerhöchste, was er sagte: ‚Es ist alles in Ordnung.‘ Oder: ‚Diesen Satz könnten Sie ein bisschen schneller nehmen. Aber es geht auch so.‘“ Damit begann eine Freundschaft, die erst mit dem Tod Schostakowitschs endete – und damit war auch für Barschai keine Bleibe mehr in der UdSSR: Er emigrierte nach Israel.

„Besonders glücklich war ich, wenn mich Schostakowitsch zu sich nach Hause einlud.“ Schon damals profilierte sich Barschai als Bearbeiter; zum Beispiel richtete er Bachs „Kunst der Fuge“ für Streichquartett ein. „Einmal wollte ich ihm eine Händel-Bearbeitung zur Beurteilung vorlegen. Ich hatte sie vorläufig nur mit Bleistift notiert, um Schostakowitschs Korrekturen sofort eintragen zu

können.“ Bevor er damit zu Schostakowitsch ging, zeigte er sie seinem Studienkollegen, dem späteren Komponisten Revol Bunin. „Bist du verrückt?“, rief dieser entsetzt. „Schostakowitsch darf man nie eine Partitur zeigen, die nur mit Bleistift ausgeführt ist. Da wird er wütend! Immer sagt er uns, man müsse zuerst alles im Kopf zu Ende

und 1950er Jahren Schostakowitsch wiederholt angegriffen und verfolgt hatte. „Als ich zu dirigieren begann“, erinnert sich Barschai, „vernahm ich hinter meinem Rücken im Saal plötzlich ein Rumoren. Ein Mann, kreidebleich im Gesicht, versuchte, den Saal zu verlassen.“ Am Schluss der Aufführung ging Schostakowitsch zu Barschai,

übertrugen. Authentischer geht es kaum: „Das war eine große Arbeit und gleichzeitig ein großes Glück“, so Barschai.

Nun, zum 100. Geburtstag Schostakowitschs, liefert er noch seine Orchesterbearbeitungen von Streichquartetten nach. Kammersinfonien nennt er sie, vier hatte er bereits Anfang der 1990er Jahre mit dem Chamber Orchestra of Europe

Als Bratscher gehörte Barschai zu den Gründern des Borodin-Quartetts

komponieren, und dann könne man es auch gleich mit Tinte niederschreiben.“ Die ganze Nacht hindurch schrieb Barschai seine Partitur neu, diesmal mit Tinte.

Höhepunkt ihrer 25 Jahre lang dauernden Beziehung war zweifellos die Uraufführung der Sinfonie Nr. 14, die Schostakowitsch im September 1969 Barschai und dessen Moskauer Kammerorchester anvertraute – einem Team, das damals zur absoluten Spitzengarnitur in der sowjetischen Orchesterlandschaft gehörte. Am 21. Juni 1969, drei Monate vor der eigentlichen Uraufführung, fand eine öffentliche Generalprobe statt. Im Saal saßen mehrheitlich Musiker und Musikstudenten; von politisch-offizieller Seite ließ sich niemand blicken – außer Pawel I. Apostolow, einer der früheren Stalinisten, der in den 1940er

um ihm zu danken, stieß aber im Korridor auf die am Boden liegende Leiche Apostolows. „Verstört kam er zu mir, nahm mich bei beiden Händen und sagte verzweifelt: „Das habe ich nicht gewollt.““

Oft hat Schostakowitsch seine eigenen Bogenstriche in Barschais Partituren der Schostakowitsch-Sinfonien eingetragen. Vielfach nur Aufstriche, keine Abstriche. Die Orchestermusiker mochten das nicht und beklagten sich bei Barschai: die Bogenstriche seien nicht angenehm. Als Barschai den Komponisten um Rat fragte, sagte dieser nur: „Nicht angenehm? Umso besser!“ Jahrzehnte später musste Barschai wieder daran denken, als er die Stimmführer des WDR-Sinfonieorchesters zu sich nach Hause einlud und diese sämtliche Eintragungen Schostakowitschs in ihr eigenes Notenmaterial

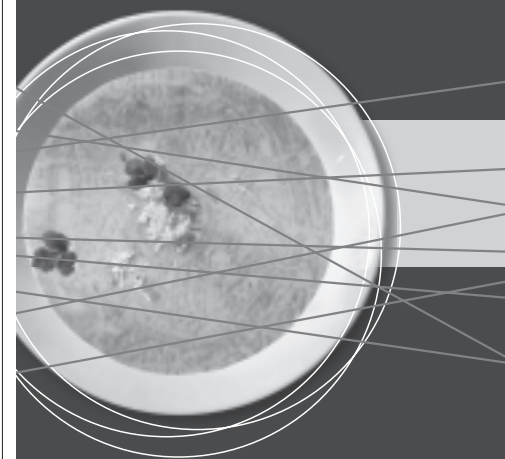
für DG eingespielt. Mittlerweile sind es fünf geworden, diesmal mit dem Orchestra Sinfonica Giuseppe Verdi (Mailand) für Brilliant Classics realisiert: die Streichquartette Nr. 1, Nr. 3, Nr. 4, Nr. 8 und Nr. 10, zum Teil nur für Streicher gesetzt, zum Teil mit Holzbläsern dazu oder sogar Harfe und Celesta.

Die früheste Bearbeitung stammt, wie eingangs erwähnt, von 1960. Damals war Schostakowitsch noch weit davon entfernt, ein Kassenschlager im öffentlichen Konzertleben zu werden. „In der orchestrierten Fassung kann man sie in größeren Konzertsälen spielen, und es können mehr Menschen zuhören. Eigentlich hoffte ich damals, dass diese Musik durch meine Bearbeitungen etwas populärer würde“, sagt Barschai bescheiden. Nicht nur haben sich seine Hoffnungen erfüllt; seine Bearbeitungen überzeugen selbst heute, wo die Streichquartette Schostakowitschs zum zentralen Repertoire der Quartettisten gehören, durch instrumentalen Fantasie Reichtum, durch stilistischen Geschmack und eine durchaus eigenständige künstlerische Qualität. Eine wertvolle Repertoirebereicherung. ■

DEUTSCHE WELLE



Rudolf Barschai ist **Künstler des Monats** in DW-RADIO, dem 24-stündigen Musikprogramm der Deutschen Welle. Am 8. und 22. Oktober 2006, 21.05 Uhr, wird seine aktuelle CD vorgestellt. Das DW-RADIO ist zu empfangen über Satellit HOT BIRD 6 digital, 13° Ost, 11,604 GHz, horizontal, 27,5 Msymbols/s, FEC 5/6, Kanal DW-M. Internet: www.dw-radio-m.de.



1.25.OKT | 19.30 Uhr | 1. KONZERT
Stockhausen, Zimmermann, Cage u.a.
Sinfonieorchester Münster | Marco Blaauw, Trompete

DO 26.OKT | 19.30 Uhr | 2. KONZERT
Janáček, Webern + Improvisation
Nomos Quartett | Malcolm Goldstein, Violine

DO 26.OKT | 22.00 Uhr | 3. KONZERT
Ulrich Krieger & Ensemble: „Fathom“
für Saxophon, E-Gitarren, Schlagzeug & Zuspielband

FR 27.OKT | 19.30 Uhr | 4. KONZERT
G. Scelsi, Guus Janssen, G. Hajdu u.a.
Svoboda-Scodanibbio-Kiedaich Trio | Röntgen Connection

FR 27.OKT | 22.00 Uhr | 5. KONZERT
Giacinto Scelsi: „Canti del Capricorno“
Michiko Hiriyama & Ensemble

SA 28.OKT | 16.00 Uhr | 6. KONZERT
Rohan de Saram - Rajesh Mehta Duo
Weltmusik/Improvisation

SA 28.OKT | 19.30 Uhr | 7. KONZERT
Shih, Wenchen Qin, Hing Yan Chan
East-West | Global Village (Hommage à Peter Kowald)

SA 28.OKT | 22.00 Uhr | 8. KONZERT
Fluxus: Yves Klein, Christian Wolff u. a.
KlangZeit-Fluxus-Ensemble | Stephan Froleyks

SO 29.OKT | 14.00 Uhr | 9. KONZERT
Klangstelen & Dobro (UA)
Installationskonzert mit Olaf Pyras und Erhard Hirt

SO 29.OKT | 16.00 Uhr | 10. KONZERT
Altera Veritas
Neue lettische Musik auf traditionellen Instrumenten

SO 29.OKT | 18.00 Uhr | 11. KONZERT
Reich, Crumb, Glanert, Schönberg
Compania Ensemble für Neue Musik | Rainer Mühlbach

Weitere Informationen unter www.klangzeit-muenster.de oder telefonisch unter 0251/519111

VVK: Theaterkasse der Städtischen Bühnen Münster
Fon: 0251/5909100 (Di–Fr 10–19.30 Uhr, Sa 10–14 Uhr)

GRENZGÄNGE
25.-29.OKT.2006

EINE WANDERUNG DURCH DIE GRENZGEBIETE HEUTIGER MUSIK